

Begegnungskultur

KARL-MARTIN DIETZ: **Dialogische Schulführung an Waldorfschulen**. Spiritueller Individualismus als Sozialprinzip. Menon Verlag, Heidelberg 2006. 184 Seiten, 16,50 EUR.

Lehrer müssen lernen. Im geschützten Raum der Schule hinter geschlossenen Türen ist die Verlockung, Neues zu erfahren, sich selbst in Frage zu stellen, seine altbewährten Gewohnheiten abzulegen, allerdings nicht besonders groß. Mit Steiners Menschenkunde auf der sicheren Seite? Die Sicherheit eines geschlossenen Lehr-Lernsystems wäre allerdings eine völlige Verkennung der Pädagogik Rudolf Steiners. Doch woher die Impulse der Erneuerung, des vertieften menschenkundlichen Verständnisses und seine umfassende Anwendung im Unterricht, nehmen? Aus den Konferenzen! Aus den kritisch-kollegialen Gesprächen, aus der gemeinsamen, forschenden Arbeit.

Somit alles bestens? Weit gefehlt!

Liest man das Buch: »Dialogische Schulführung an Waldorfschulen« des anthroposophischen Insiders Karl-Martin Dietz, so wird schon auf den ersten Seiten deutlich, dass auch Waldorferlehrerkonferenzen an den üblichen Problemen von Konferenzen wie »Unpünktlichkeit, Fehlplanung, Disziplinlosigkeit, Konflikten« und ähnlichem leiden. Trotz hoher Ansprüche »soveräner Iche« sind es u.a. diese Schattenseiten, die die Konferenzen belasten, wenn nicht gar prägen. Profan, wenig spirituell – leider. Wer jetzt meint, Dietz kolportiert dieses als allgemeines Klagelied und hängt am Schluss des Buches elegante Lösungsvorschläge dran, der irrt. Das Gegenteil ist der Fall – und das macht das Buch so spannend. Der Autor geht kenntnisreich und mehrdimensional statt kausal vor. Es gibt hier nicht das Ursache-Wirkung-Schema. Als historisch denkender und dialektisch geschulter Mensch¹ beginnt er bei der ersten Waldorfschulgründung (1919) und stellt der Waldorfschule die staatliche Schule polar gegenüber. Das dient dem schnellen Verständnis des Lesers.

Das staatliche Schulwesen gibt die Folie ab, vor der klarer werden kann, worin das Eigen-tümliche der selbstverwalteten Schule besteht: »Hier ist das Ganze nicht vorgegeben, sondern es entsteht fortlaufend durch die Zusammenarbeit der Einzelnen. Der Einzelne hat nicht die Aufgabe, sich im Rahmen eines vorgegebenen Ganzen zu betätigen, sondern vielmehr das Ganze durch seine tägliche Arbeit überhaupt erst zu gestalten und weiterzubringen.«

Und da anschauliche Bilder mehr als theoretische Ausführungen die Vorstellung anregen, schreibt er: »Den entscheidenden Unterschied der Selbstverwaltung zur Fremdverwaltung kann man sich am Bild des Flusses klar-machen: Die meisten unserer heutigen Flüsse sind Kanäle. Das Bett ist befestigt ... Das ursprüngliche Verständnis von Fluss ist aber ein anderes: fließendes Wasser gräbt sich sein Bett in der Auseinandersetzung mit seiner nichtfließenden Umgebung. Je mehr Wasser fließt, desto mehr vertieft und verfestigt sich das Bett – es bleibt aber variabel. ... (und) ist keineswegs unver-änderlich. Es ist das Ergebnis früheren Fließens. Gleichzeitig bestimmt es aber auch das gegenwärtige Fließen des Flusses. Um ›Fluss‹ zu begreifen, kommt man mit linear-kausalem Denken nicht aus. Ähnliches gilt für die selbstverwaltete Schule. Auch hier kann nicht heute plötzlich alles ganz anders sein als gestern, und doch ist die sichtbare Gestalt einer Schule das Ergebnis der einzelnen Tätigkeiten in ihr.« Hierfür ist, so Dietz, die Gesprächsführung, die Moderation entscheidend.

Jetzt sind wir bereits im praktisch Anwendbaren. Eine Art Konferenzleitfaden mit konkreten Beispielen entsteht, die Blickrichtung wird geschärft, besser gesagt, richtig ausgerichtet. Positivität üben, auf das Ganze schauen, denn »eine Konferenz dient aber nicht der Kompromissfindung zwischen Interessengruppen, sondern der gemeinsamen Ideenbildung, die ein initiatives Handeln der Einzelnen ermöglicht. Sonst pflegen wir in der Konferenz ein politisches Vorgehen, das nicht ins Geistesleben gehört.«

Mit dem Zwischenruf »Wer soll das alles leisten?« unterbricht der Autor selbst seine so idea-

listisch klingenden Ausführungen und eröffnet damit einen Dialog mit dem Leser. Auf diesem dialogischen Weg – mit hinterfragenden Zwischenrufen nach jedem Kapitel – schreitet der Autor fort. Was er im Text fordert und entfaltet, wendet er in seiner Darstellungsform an. Das »was« beschreibe wohl, doch mehr noch sage »wie« – könnte man in Abwandlung eines Goethezitats sagen. Dadurch verdichten sich die Ausführungen zunehmend zu einem Arbeitsbuch. Schrittweise vertiefend wird es deutlich: Dem Autor geht es nicht in erster Linie um die Inhalte, sondern um den Blick auf den anderen Menschen im Verhältnis zum eigenen Sein.

» ... wenn es mir gelingt das Andersartige nicht als Störung meiner Ordnung, sondern als Anregung zu empfinden ... lerne ich, die Welt mit den Augen des anderen zu sehen, und sehe ich im anderen den werdenden Menschen, so erschließt sich mir allmählich die geistige Natur der menschlichen Individualität ... Der geistige Charakter der Individualität wird evident, wenn ich der Begegnung mit dem anderen Menschen erhöhte Aufmerksamkeit entgegenbringe, wenn ich ihn als den Träger seiner Originalität entdecke.«

Begegnung mit anderen Menschen wird heute vielfach gesucht, viel stärker als etwa vor 30 Jahren. Aber es kommt darauf an, dabei die richtige Ebene zu finden. Will ich mich nur wohlfühlen in der Gruppe, die Last meiner Eigenständigkeit abwerfen, die Klippen meiner Persönlichkeit umschiffen? Oder suche ich ein geistiges Verhältnis zu dem anderen Menschen? Dann kann ich den anderen nehmen, wie er sich gibt (Interesse), ich kann ihn nehmen, wie er sein will (Verstehen) und ihm dabei helfen, so zu sein, wie er sein kann (Fördern); schließlich sehe ich ihn, wie er wirklich ist (Achten)«.

Dieses neue geistig-seelische Verhältnis zum anderen, erfährt seine Erprobung in der täglichen Begegnung bzw. auf den Konferenzen und ist nicht aus dem Sympathiegefühl zu entwickeln, sondern aus dem Denken. Hierzu gehört auch die Einsicht in die historische Entwicklung, die in der Befreiung aus überholten Zwängen wie hierarchischen Prinzipien, Traditionen, Instinkten, gesellschaftlichen Determinationen

besteht. Unser Zeitalter der Befreiung aus alten Zwängen kann zu einem neuen, zu einem letztlich spirituellen Individualismus führen, wie ihn Dietz im weitgespannten Bogen, beginnend bei Heraklit und Platon und Aristoteles² über die geistigen Strömungen der Scholastik und Mystik des Mittelalters bis hin zu Denkern der Neuzeit skizziert.

Dietz stellt dem abstrakten Denken mit seinen Leistungen im technologischen Fortschritt das »neue« Denken gegenüber und bezeichnet es als ein »Erkenntnisorgan für die verschiedenen Bereiche der Wirklichkeit«. Hier bleibt der Autor im Ungefähren und verweist selbst auf eine notwendige eigene Darstellung.

Wie eine Zusammenfassung des Buches wirken die letzten Seiten durch die Gegenüberstellung der Begriffe »altes und neues Denken« mit der Zuordnung der jeweiligen Qualitäten, gemeint allerdings nicht als polares »Schwarz-Weiß-Modell«, sondern als Möglichkeit sich zu fragen, wo man sich selbst wiederfindet. Der Rezensent – mag sein, es geht manchem Leser ähnlich – befindet sich übrigens zumeist nicht in diesem oder jenem Spektrum, sondern im Sowohl-als-auch.

Fazit: Das Buch lässt sich systematisch durcharbeiten, aber auch beliebig aufschlagen – und schon liest man sich fest, mit wachem Interesse. Auf dem Hintergrund historischer und aktueller Entwicklungen, mit dem Blick auf die Probleme und Gefahren einer Stagnation von (Waldorf-)Konferenzen, der Schulführung und der menschlichen Begegnungen beschreibt Dietz die schulisch-gesellschaftliche Ausgangssituation. Gefordert wird eine neue Konferenz- und Begegnungskultur, und diese zeigt der Autor in einer gründlich ausgearbeiteter Begrifflichkeit und konkretisiert dies kontinuierlich auf verschiedenen mehrdimensionalen Handlungsebenen. Die Sprache ist anschaulich, verzichtet auf Schönfärberei und bekommt damit eine Stringenz, die dem Erkenntnisgewinn eigen ist. Dadurch hat das Buch nichts moralisierend Belehrendes, sondern beschreibt notwendige und durchaus machbare individuelle und gemeinschaftliche Verhaltens- und Handlungsqualitäten. Von der Schnittstelle des alten

Denkens und Handelns mit der Notwendigkeit einer neuen Gesprächskultur, vom Erleben eigener Unzulänglichkeiten und der Darstellung neuer Wege für eine zukunftsweisende, spirituelle Gemeinschaftsbildung, die heute beginnen sollte, handelt dieses Buch. Es ist eine wahre Fundgrube für Anregungen, das eigene Verhalten zu reflektieren, und es unterbreitet profunde Vorschläge für Konferenzen. Kurz gesagt, das Buch bietet eine sehr erfolversprechende individuelle und gemeinsame Arbeitsgrundlage für neue Kommunikationsformen. Lehrern, Erziehern, Eltern und Menschen in Selbstverwaltungsorganisationen sowie solchen an »Runden Tischen« sei es nachdrücklich empfohlen.³

Achim Hellmich

1 Der Autor würde sich heute wohl eher selbst als »dialogisch geschult« bezeichnen.

2 Hier sei auf entsprechende Veröffentlichungen des Autors verwiesen: *Die Suche nach Wirklichkeit*, Stuttgart 1988 und *Metamorphosen des Geistes* (3 Bände), Stuttgart 2004.

3 Hier sei ergänzend auf ein weiteres Buch des Autors aufmerksam gemacht: Karl-Martin Dietz: *Eltern und Lehrer an der Waldorfschule. Grundzüge einer dialogischen Zusammenarbeit*. 2. bearbeitete und erweiterte Auflage. Menon Verlag Heidelberg 2007, 90 Seiten, 14,80 EUR.

Afrika im Herzen

IRMGARD WUTTE: **Ein leiser Ruf aus Afrika**. Die Gründung der ersten Waldorfschule in Äquatorialafrika. Eine biografische Erzählung. Geleitwort von Wolfgang Schad. Nyendo Verlag München 2006. 204 Seiten, 16,50 EUR.

Der leise Ruf ist der des Schicksals. Die Waldorflehrerin Irmgard Wutte folgte ihm nach Kenia und gründete mit ihrem Mann bei Nairobi die erste Waldorfschule in der Mitte Afrikas. Unglaublich, was sie dabei alles ertragen mussten, ohne als »Waldorfmissionare« aufzutreten. Im Vorwort erklärt die Autorin, wie Freunde sie ermutigten, dieses Buch zu schreiben. Sie fing an, als wenn sie es ihren Schülern erzählen

würde. Wie es ist, wenn man ganz auf sich gestellt ist. Wie das zu einer Chance wird, sich selbst zu finden.

Zur Vorbereitung auf Afrika las sie viel über die erd- und menscheitsgeschichtliche Entwicklung dieses Kontinents, über die afrikanische Kultur, das Nomadenvolk der Massai und das Volk der Kikuyu mit seiner klaren und strengen Ordnung und Tanja Blixens Afrika, eine dunkel lockende Welt. Als ein alter VW-Bus und ein Häuschen bereit standen, war es so weit.

In Kenia können nur wenige Kinder einen regulären Schulabschluss erwerben. Stets war den Menschen dort Charakterbildung wichtiger als Wissenserwerb. Die Autorin entdeckt, dass die Waldorferziehung gerade diesen Kindern sehr gemäß ist. Doch die Schwierigkeiten sind immens: Wassermangel, kein Strom, kein Telefon die ersten drei Jahre, schlechte Zufahrtsstraßen, Gefahr von Überfällen und vor allem: Keiner kennt die Waldorfpädagogik! Nebenan die Riesenstadt Nairobi, wo eine Million Menschen in Slums leben.

Irmgard Wutte bemüht sich, die ihr zunächst fremde Mentalität der Einwohner zu begreifen. Aber sie bleibt eine Msungu, eine Weiße, die ein anderes Leben lebt. Mut und Durchhaltevermögen sind notwendig. Noch 1989 wird der erste Kindergarten eröffnet, dann eine erste Klasse der Waldorfschule, 1992 bereits die zweite. Da kein Kind aus finanziellen Gründen zurückgewiesen werden sollte und nur knapp ein Drittel der Eltern Schulgeld aufbringen konnte, mussten für die andern Patenschaftsgelder gefunden werden. Ein internationaler Freundeskreis hilft, die Kosten zu decken. Bald kommt der Handel mit kenianischen Kunsthandwerkartikeln, Puppen und Stofftieren hinzu.

Die Kollegen aus umliegenden Schulen verhielten sich zunächst reserviert, klagten dann oft über ihre Abhängigkeit vom Ehrgeiz der Eltern, die schnelle Lernerfolge erwarteten. Gastlehrer aus Europa kamen als Helfer, doch nicht alle waren »afrikataugliche Pionierseelen«. Auf Irmgard Wutte kamen unerwartete Enttäuschungen zu. Die kenianischen Kollegen dagegen lasen anscheinend mühelos in ihrer Seele, doch neigten sie wenig zu gedanklicher Reflexion. Eine ge-

wisse Unverbindlichkeit blieb; das Gefühl der Verantwortung musste erst entwickelt werden. Als auch noch ernsthafte Eheschwierigkeiten auftraten, war sie ein Jahr lang arbeitsunfähig. In England wertete sie ihre Pionierphase aus und besuchte eine Fortbildung über Organisationsentwicklung. Besonders halfen ihr die Bücher von Eileen Caddy, der Mitbegründerin der Findhorn Gemeinschaft in Schottland, die sie auch persönlich aufsuchte. Dann ging sie 1995 nach Kenia zurück. Jetzt aber kam der Ausstieg. Neue Lehrer rissen die Leitung an sich. Sie begriff, dass freie Selbstverwaltung eine neue, soziale Kunst ist, die es erst zu üben gilt. Das Ehepaar gründete die »Olseki Farm«. Der Handel ging wie bisher weiter. Hinzu kamen Angebote für alternative Reisen. Über die Ausflüge in das Herz Kenias schreibt Irmgard Wutte: »... dorthin wo die Zeit keine Rolle mehr zu spielen scheint, wo Kinder noch träumen dürfen und die Erde Freude hat an ihren vielfältigen, saftigen Pflanzen.«

Sie adoptierte den 15 Monate alten Emanuel (»Er war unser Sohn und sonst keiner«) und dann Katharina. Mit ihrem Charme nahmen die dunkelhäutigen Kinder alle etwaigen Vorurteile im Sturm. Nun hatte sie sich aus allen Schulbereichen zurückgezogen. »... das Loslassen fällt so schwer, der Schritt ins Ungewisse auch. Wie gut, dass man vom Leben manchmal dazu gezwungen wird.« Für ein Jahr arbeitete sie in Tansania, wohin sie die Kinder mitnehmen konnte. Nach der Rückkunft zeigt der Schatten über ihrer Ehe sein Gesicht. Jetzt ist sie bereit, Abschied zu nehmen. Die Arbeit wird ohne sie weitergehen. Es fällt schwer, aber sie hat verstanden, »dass Afrika für Dauer steht und für endlose Weite, die zahllose Stimmen hat, die Leben atmet – lebendiger Raum, der uns mit Ursprung und Ewigkeit verbindet.«

Sie kehrt mit ihren beiden afrikanischen Kindern nach Deutschland zurück. In München erlebt sie die Leichtigkeit des Lebens wieder. Den Kindern geht es dort gut. Sie findet Arbeit an einer Waldorfschule bei München. Nun veröffentlicht sie ihr Buch, für das sie eigens den Nyendo Verlag gründete.

Die Autorin erzählt sehr gut und spannend,

ohne lästige Wiederholungen. Manchmal sehr ausführlich, besonders am Anfang. Interessant sind oft die Begebenheiten am Rande, besonders die Berichte über (leichtsinnige) Abenteuer. Die Ungewissheit über ihren Ausgang, auch manche Vorgriffe, lassen den Leser mitzittern. Gern betrachtet man die Bilder mit den fröhlichen Kindern in der großartigen Landschaft. Für den Einband wurden außerdem kenianische Kunstelemente verwendet.

Vor und nach ihrem in sieben Kapitel gegliederten Bericht lässt sie Ralph Waldo Emerson zu Wort kommen. Das Geleitwort schrieb Prof. Dr. Wolfgang Schad (Universität Witten/Herdecke). Er nennt es einen warmherzigen Bericht. Es ist ein sehr menschliches Buch, voller Liebe und Enttäuschung und Verzicht und Freude, denn Afrika beschenkt den, der es liebt. Um ihre Erlebnisse ganz zu verstehen, kann man ruhig Tanja Blixens Buch dazu lesen.

Sie hatte sich eine geradezu übermenschlich schwere Aufgabe zugemutet. Das zutiefst ehrliche Buch grenzt streckenweise an eine Beichte. In dem Moment, wo sie ihre Intentionen, ja sich selbst verwirklicht glaubte, erfuhr sie, wie weit sie noch von ihrer Selbstfindung entfernt war. Auf die direkte Hilfe durch die Anthroposophie Rudolf Steiners, durch eigene Meditation und Betreten des Schulungsweges, wird wenig eingegangen. Ihre Beschäftigung mit Steiners Werken scheint hauptsächlich von pädagogischem Interesse geleitet zu sein.

Das Buch ist auch eine Rechtfertigung; der Traum vom großen Helfenwollen und der Landung in der harten Realität. Und doch möchte Irmgard Wutte Mut machen. »Mut, seiner inneren Stimme zu folgen, etwas zu wagen und sich zu bewegen, wissend, dass zur rechten Zeit die rechte Hilfe kommen wird.« Diesen Pioniergeist sieht sie als eine Zeitforderung an. Heute arbeitet sie an einem Konzept für »Globales Lernen« mit Oberstufenschülern in München. Diese Tätigkeit hat zum Ziel, das Bewusstsein der Jugendlichen für Afrika und überhaupt für ein erdumspannendes Denken zu entwickeln.

Maja Rehbein

Song Of Waitaha

WINFRIED ALTMANN: **Song of Waitaha**. Das Vermächtnis einer Friedenskultur in Neuseeland. Verlag Die Pforte, Dornach 2006. 304 Seiten, 58 EUR.

Wie geht man mit der Fremde um? So könnte eine zentrale Kulturfrage unserer Zivilisation lauten. Je bekannter uns die Welt wird, umso fremder, distanzierter stehen wir in ihr. Die Fremde könnte man nennen: das zeitlich und räumlich Entrückte. Es handelt sich also auch um Fragen der Erinnerung und der Übersetzung.

Ein wahrer Prachtband zum Studium der Fremdheit ist das im Pforte Verlag erschienene Buch »Song Of Waitaha«. Darin wird eine bisher unbekannte Prä-Maorikultur in Neuseeland vorgestellt und die Überlieferung ihrer Geschichte, ihres kulturellen Erbes und ihrer Spiritualität zum ersten Mal der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Jahrhundertlang wurden diese Quellen verborgen und geheim gehalten, mit gutem Grund. Die Sensationslust einer materialistischen Zivilisation kennt keine Grenzen, sie kann durchaus dazu führen, dass auch heilige Texte und spirituelle Überlieferungen als Konsumartikel aufgefasst und entsprechend ausgebeutet werden. Es hat viel Geduld als innere Prüfung gebraucht und einen jahrelangen Gesprächsprozess, wie der Herausgeber Winfried Altmann in der Einleitung erläutert, bis die Waitaha einer deutschen Ausgabe ihrer heiligen Gesänge zustimmen konnten.

Die Waitaha besiedelten im 2. und 3. Jahrhundert von der Osterinsel aus Neuseeland. Ihre matriachale Kultur war zutiefst der Pflege der Erde als mütterlichem Urgrund verpflichtet. Als Friedensvolk lebten sie äußerst tolerant und in Harmonie mit ihrer menschlich irdischen Umgebung. Sie verfügten über differenzierte ökologische Kenntnisse, und ihre nachhaltige Wirtschaftsweise ist ebenso beeindruckend wie die navigatorischen Leistungen bei ihren weiten Fahrten über den Pazifik. Angesichts der heutigen Weltlage scheint diese spirituelle

Kultur mit ihrer einfühlsamen Pädagogik, der Hochachtung vor dem Leben, einer Haltung der Sanftheit gegenüber Mensch und Natur geradezu ein Dokument der Zukunft. Gegenwärtig führt uns der Klimawandel drastisch vor Augen, wie wir ohne die Achtung vor der Würde des Lebendigen die Erde in eine Wüste oder in einen Katastrophenschauplatz verwandeln statt in einen Garten wie die Waitaha.

Die in »Song of Waitaha« erzählte Geschichte beginnt auf der Osterinsel, auf der sich drei gänzlich verschiedene Völker unterschiedlicher Hautfarbe und Tradition getroffen und friedlich vermischt haben. Durch diese Vereinigung des Verschiedenen in Frieden entsteht eine neue Kultur mit dem Impuls, Neuseeland zu besiedeln und zu kultivieren. Die folgende, etwa zweitausendjährige Geschichte der Waitaha ist der Versuch, das Versprechen an die Erde einzulösen, das der Heros der pazifischen Welt – Maui – ihr einst gegeben hat. »Ihre Blöße zu bedecken« und für sie zu sorgen – also nicht nur für den Menschen, der seinen Bedarf an Nahrungsmitteln durch sie decken muss, sondern für den Erhalt dieses Lebe(ns)wesens im Kosmos, das wir Erde nennen. Damit wird in einzigartiger Weise der Übergang vermittelt von der Sammler- und Jäger-Zeit zur Ackerbaukultur. Den von Mund zu Ohr weitergegebenen Gesängen und Erzählungen aus einer nichtschriftlichen Epoche der Menschheit kommt damit ein unerhörter Zeugnischarakter zu – geradezu ein akustisches Dokument, buchstäblich ein Hörbuch, das hier in gedruckter Form vorliegt.

Die Ältesten, deren Wissen mit ihrem Tod verloren zu gehen drohte, haben lange mit sich gekämpft, ehe sie ihren Weisheitsschatz preisgaben. Es existierte jedoch bei ihnen eine alte Prophezeiung, dass dieser Schatz eines Tages der Welt wieder zugänglich werden sollte. Der Zeitpunkt war 1986 »in den Himmeln geschrieben« – in einer besonderen Sternkonstellation. Bald darauf starben einige von den wenigen verbliebenen Trägern des Wissens. Daraufhin wurde von den Ältesten eine Gruppe von fünf Menschen berufen, zwei Waitaha und drei Weiße, die gemeinsam im jahrelangen Bemühen die Texte und Zeichnungen des Buches erarbei-

teten. Es war keineswegs so, dass nur Informationen zu sammeln gewesen wären. Vielfältige rituelle und zeremonielle Praktiken waren nötig, um sich in den Empfang dieser Botschaften einzustimmen.

Ebenso weit war der Weg für die vorliegende deutsche Buchausgabe. Es konnte sich dabei natürlich nicht einfach um eine Übersetzung handeln, sondern um einen erneuten Verstehensprozess, der einen eigenen geistigen Weg erforderte. Neben den fünf Menschen, die sich wiederum für die vorliegende Ausgabe zusammenfinden mussten, gab es zwei weitere Helfer. Der Dank des Herausgebers an diese ist ein sprechendes Beispiel für die Konkretheit des Geistigen, das den Leser erwartet.

»Mein alter Freund Rudolf Rötzer konnte mich als Biologe auf den Irrwegen durch die verschiedenen Arten von Schilf- und Rohrkolbengewächsen, vorbei an den Fangschrecken in den Bäumen und hin zu den diversen Schleimaalen und Flussneunaugen begleiten und vor allzu blamablen Fehlübersetzungen bewahren. Vor allem bin ich meinem Verleger Jonathan Stauffer von Herzen dankbar, dass er aufgrund seines Engagements für die indigenen Kulturen dieses exotische Buch zu publizieren wagt, allen kaufmännischen Unsicherheiten zum Trotz.«

Dieses Werk ist in doppelter Hinsicht nicht billig zu haben. Der Leser, der sich wirklich mit der Fremde einlassen will, sei gewarnt: Er wird, statt träumerisch im Selbstgefühl verloren zu gehen, auf eine wirklich geistige Reise in die Fremde geschickt. Eine Herausforderung mit allem was dazu gehört, auch an Irritation und Beschweris, diesen nicht leicht zugänglichen Zeichen einer anderen Kultur gegenüber. Respekt ist unbedingt erforderlich. Wer diese Arbeit auf sich nehmen will, den erwarten heilige Pfade, vielleicht sogar bis in die »Geschichte hinter den Geschichten.« Und das ist immer die eigene Fremde.

Ute Hallaschka

Verbindende Mystik

Kulturdialog oder Kulturkampf. Islamische und westliche Werte im Gespräch. »Flensburger Hefte« 2/2006. Flensburger Hefte Verlag, Flensburg 2006. 220 Seiten, 15 EUR.

Der Band versteht sich als Beitrag zu einem nur selten stattfindenden Kulturdialog in einer Zeit, der nach dem Kalten Krieg das Feindmuster ausgegangen ist, bis Samuel Huntington meinte, die Unausweichlichkeit von Zivilisations- und Kulturkämpfen entdecken zu müssen. Dieses Konstrukt droht in Erfüllung zu gehen, weil verdünnte und vereinfachte Substrate aus Huntingtons »Kulturtheorie« mit einer enormen globalen Breitenwirkung inzwischen alle Parteien im vermeintlichen Kulturkampf erreicht und beeinflusst haben. Seitdem kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Kulturkampf von interessierter Seite geradezu herbeigeredet wird. Beispiele positiver Zusammenarbeit und eines funktionierenden Zusammenlebens und Dialogs werden von den Medien in ihrer Fixierung auf negative, weil die Verkaufszahlen ankurbelnden Schlagzeilen regelrecht ausgeblendet.

Das tun die Herausgeber der Flensburger Hefte mit vorliegendem Band nicht, der durch eine Fülle von Interviews mit muslimischen und nichtmuslimischen Menschen aus den unterschiedlichsten Lebens- und Berufszusammenhängen besticht. Interviewt werden, um nur einige Beispiele zu nennen, ein Kamelführer und eine Schafhirtin aus dem Sinai, die Auskunft über die Werte der Mzaini-Beduinen geben. Ebenso eine Verkäuferin, die ihren Lebensweg in einem traditionell geprägten islamischen Umfeld schildert. Zu Wort kommen auch Erziehungs- und Religionswissenschaftler, erstere vornehmlich mit den Integrationsproblemen befasst, die auch Ergebnis konservativer Familienstrukturen, eifrig gepflegter Tabus mitsamt der ganzen Doppelmoral einer sich selbst nicht verstehenden religiösen Tradition sind. Problematisiert wird anhand einer Fülle von Themen die allseits bekannte Konfliktzone entstehender Parallelgesellschaften, die nicht nur Folge

unterschiedlicher Wertvorstellungen, sondern auch sozialer Disparitäten sind.

Eingeleitet wird der Band von einem Gespräch mit Freimut Duve, der als Politiker und Autor seit langem mit entwicklungspolitischen Fragen beschäftigt ist. Interessant hier die Einschätzung Duves, welche enorme, meist negative Rolle die westlichen wie arabisch-muslimischen Medien im »Bilderkrieg« um die politische und kulturelle Hegemonie spielen, die zum Teil erst durch die Berichterstattung die Ereignisse evolvieren, die zu beschreiben sie vorgeben.

Udo Steinbach, seit 1976 Direktor des »Deutschen Orient Instituts« in Hamburg, wirbt im folgenden Gespräch für ein tieferes Verständnis der Aufgeregtheiten und Empfindlichkeiten in der muslimischen Welt, die im Westen allzu schnell als Anzeichen des Fanatismus und fundamentalistischer Verbohrtheiten gedeutet werden, indem er konstatiert: »In den islamischen Gesellschaften finden wir ein Unterlegenheitsgefühl gegenüber dem Westen, das wir in anderen Kulturkreisen so nicht feststellen können, obwohl diese im großen und ganzen das gleiche Schicksal erlebt haben wie die islamische Welt. Das hinduistische Indien, das buddhistische Asien, das konfuzianische China – sie alle hat der Westen unterworfen ... Deshalb muss man schon die Frage stellen, warum die islamische Welt gegenüber dem Westen so komplexbesessen reagiert.« Eigentümlich kontrastiert nämlich die defizitäre wirtschaftliche, soziale, kulturelle und wissenschaftliche Situation in vielen der arabischen Länder mit der im Koran (Sure 3, Vers 110) von Gott der islamischen Gemeinschaft attestierten Rolle, die da heißt: »Ihr seid die beste aller Gemeinden.«

Schon alleine wegen der informativen und lehrreichen Ausführungen Udo Steinbachs über Geschichte, Wandel und Wesen des Islam lohnt die Lektüre der Flensburger Hefte. Komplettiert wird dieser Eindruck von dem hoch interessanten Interview mit dem Sufi-Lehrer und eingeweihten Meister des Nematollah Gonabadi Ordens, Dr. S. M. Azmayesti. Dieser weist das Sufitum als einen Zweig der allgemeinen mystischen und gnostischen Strömung aus, die schon vor der Entstehung der monotheis-

tischen Religionen des Judentums, des Christentums und des Islam existierten. Einer Politisierung der Religion, wie sie der schiitische Islam – spiegelbildlich zu den evangelikalen Fundamentalisten in den USA – betreibt, lehnt der Sufi-Lehrer strikt ab. Gehorchten alle Gläubige dieser Auffassung, so wäre dem angeblichen Kulturkampf der Boden entzogen und der angestregte Kulturdialog vollzöge sich im Klima eines selbstverständlichen Austauschs, der dieses Wortes nicht mehr bedürfte.

Gerd Weidenhausen

Wiederhergestellte Vielfalt

CHRISTIAN HISS: **Landwirtschaft und regionale Wertschöpfung in Zukunft.** Schlüsselfaktor Kapital. Eine Denk-Studie. Forschungsring Materialien Nr. 17. Eichstetten, Darmstadt 2006. 8,50 EUR. Zu beziehen über den Forschungsring für Biologisch-Dynamische Wirtschaftsweise, Brandschneise 1, 64296 Darmstadt, Info@forschungsring.de

Christian Hiß, Landwirt am Kaiserstuhl in Eichstetten, hat eine Denk-Studie im Forschungsring für Biologisch-Dynamische Landwirtschaft herausgegeben. Er hat auch schon ernst gemacht mit dem, was die Studie ergibt. Er hat mit anderen eine landwirtschaftliche Aktiengesellschaft gegründet, eine Bürger-AG. In diese haben er und andere ihren Hof, ihren weiterverarbeitenden oder -vermarktenden Betrieb eingebracht. Dafür halten sie Anteile an der Aktiengesellschaft. Das freie Unternehmertum in der Führung des eigenen Betriebes bleibt davon unberührt und ist im Gegenteil sogar eher möglich, weil die AG Rahmen vorgibt, die alle wollen, und die mit der AG geschützt und gefördert werden.

Die Bürger der Region Freiburg, die von dieser Landwirtschaft ernährt werden, können Anteile an der Bürger AG erwerben, mitsprechen, mit dafür sorgen, dass eine Landwirtschaft gepflegt werden kann, die ihren Bedürfnissen entspricht. Das aktiviert den Austausch und ein Verstehen zwischen Stadt und Land, zwi-

schen konkreter Nachfrage, den Kunden und den Erzeugern, Verarbeitern, Vermarktern. Das lässt mehr aus Bewusstsein handeln, aus einer Haltung, die nicht dem eigenen Geldbeutel alleine dient, einer Einsicht, die ein abstrakter Massenmarkt sonst wegfegt und dabei das Geld aus der Region und von der Arbeit absaugt hin zu wenigen Profitzentren.

In seiner Denk-Studie zeichnet Christian Hiß die Entwicklung und die Überlegungen nach, die zu dieser Gründung führten. An den Überlegungen sind die Menschen in seinem Umfeld beteiligt, besonders seine Frau Andrea, dann Christian Czesla und Gunhild und Uwe Pörksen, Karl-Martin Dietz vom Hardenberg-Institut, Cornelia Röckel von der GLS Bank und Katharina Reuter von der Zukunftsstiftung Landwirtschaft. Die Entwicklung in Eichstetten unterscheidet sich nur in Details von der allgemeinen. In den 60er Jahren gab es hier 300 bäuerliche Familienbetriebe. Die Höfe hatten Vieh, Getreide-, Gemüse- und Obstanbau. Das diente der Subsistenz, der Weinanbau war Zubrot. Es wurde in Kreisläufen gewirtschaftet. Saatgut, Dünger, Energie mussten kaum zugekauft werden. Die Erträge waren geringer als heute, die Ausgaben für die Produktionsmittel aber noch geringer. Ökonomisch effiziente Kreisläufe wurden aufgegeben und die damit verbundene Handlungsfähigkeit. Die Ertragskraft der Ackerflächen bezogen auf das bäuerliche Familieneinkommen hat sich auf einen Bruchteil reduziert. Die Versorgungsleistung für andere, die ein Betrieb erbringt, hat sich vervielfacht. Die Anzahl der Vollerwerbsbetriebe ist stark zurückgegangen. Die unterschiedlichen Anbauarten, Viehhaltung, hausnahe Weiterverarbeitung, das Zusammenleben der Generationen, die Nebeneffekte im Sozialen und Landschaftspflegerischen sind verkümmert und über die Produktpreise alleine nicht zu halten. Die Kulturlandschaft hat sich verändert, die Naturgrundlagen sind überstrapaziert, Pflanzen und Tiere werden nur als Wirtschaftsressource bewertet und damit ihrer Würde als Mitgeschöpfe beraubt, Rationalität als oberstes Gestaltungsmotiv verhindert Arbeit, die mehr ist als ein Job, die sinnerfüllt ist, weil sie Entscheidungsräume zulässt.

Die Bürger AG versucht wieder zu geschlossenen Wertschöpfungskreisläufen zu kommen. Nicht, um Altes zu imitieren, sondern aus neuem Bewusstsein für eine bedarfsgerechte Wirtschaft und nachhaltiges Handeln. Die AG kann Betriebe aufkaufen und an fähige Personen verpachten. Sie kann damit auch die Erbenproblematik auflösen. Viele studieren Landwirtschaft, können sich aber niemals einen Hof kaufen. Und wollen sich auch nicht unbedingt für ihr ganzes Leben verpflichten. Viele wollen den elterlichen Betrieb nicht weiterführen. Die Erben können ihren Betrieb in die AG einbringen und erhalten Aktien. Die AG kann den Betrieb einem Engagierten Landwirt überlassen.

Die Studie erörtert die Vorteile und Nachteile einer AG gegenüber anderen Rechtsformen. Die Vorteile überwiegen zum Beispiel darin, dass die AG selbst unternehmerisch ausgerichtet ist, sich also nicht, wie oft bei einem Verein, Träger und Betrieb in unterschiedlichen Geschwindigkeiten bewegen. Die stärkere Einbindung von Aktionären gegenüber Vereinsmitgliedern zählt ebenfalls als Vorteil. Denn die ehrenamtliche Begeisterung in Vereinen nimmt meist nach den Gründungsjahren ab. Geld für den Anfang zu bekommen ist weniger schwer als für den schon laufenden Betrieb. Wer auf hohe Dividenden und Geldgewinn spekuliert, wird kaum in diese AG investieren. Der Gewinn ist der Sinn. Was Christian Hiß in seiner Schrift erörtert und mit der landwirtschaftlichen AG in die Welt setzt, ist eine Wirtschaftsassoziati-

on. In seinen Vorschlägen geht der Autor so weit, dass mit dem Erwerb von Wohnraum in der Region auch ein Stück landwirtschaftliche Fläche erworben, ein Landwirtschaftsanteil gezeichnet werden sollte. Es geht ihm um das mittragende, bedarfsorientierte Gegenüber von Konsument und Produzent, die Zusammenarbeit in und zwischen den Betrieben, die Möglichkeit, dass die Fähigen unternehmerisch tätig sein können, dass Wertschöpfungskreisläufe hergestellt und die ökonomische, soziale und ästhetische Vielfalt der Landwirtschaft mit der Region aus Bewusstsein und mit Kraft (wieder-)erstet.

Enno Schmidt

Vom Sein und Haben

KATHARINA HACKER: **Die Habenichtse.** Roman. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2006. 309 Seiten, 17,80 EUR.

Auch das kommt vor in diesem Roman, die persönliche Betroffenheit, die kaum zu verstehen ist, weil doch hierzulande kaum jemand persönlich betroffen ist. Das schaffen sie, die in Endlosschleife wiederholten Bilder auf den Fernsehschirmen mit den zusammenbrechenden Türmen des World Trade Center: die normale Gleichgültigkeit zu durchbrechen, Mitleid zu erzeugen. Noch am nächsten Tag weint Isabelle in der Grafikagentur, in der sie arbeitet. Dabei hatte sie Glück gehabt: Sie war Jakob wiederbegegnet, auf der Party am Vorabend, auf der keinem zum Feiern zumute war. Auch er hatte Glück gehabt, denn Isabelle und der Party zuliebe hatte er den New-York-Flug umbucht – und er würde an Stelle des Kollegen, der in den Türmen umkam, nach London in das Anwaltsbüro gehen, das sich mit Restitutionsfragen in Deutschlands Osten befasst. Isabelle und Jakob heiraten bald darauf und beziehen in London eine gemeinsame Wohnung. Diesen beiden geht es also nicht schlecht. Sie sind keineswegs Habenichtse, einem äußerlichen Verstande nach.

Aber haben sie Glück? »Ich bin glücklich«, wollte Jakob einmal sagen (im Gespräch mit seinem Chef Bentham - »es geht uns gut«, hatte er wirklich gesagt und dann gezögert), »aber der Satz war wie ein Holzpüppchen, das man behutsam aufstellte und das sich doch nur einen Augenblick hielt, bevor es umkippte. Nicht schlimm, dachte Jakob, man kann es im Gleichgewicht halten, muss nur ganz leicht nachhelfen, mit einem Finger ...«

Und wie ist es mit den beiden Parallelwelten, die geschildert werden, haben sie mehr? Der Dealer Jim und seine Kontaktpersonen; das Nachbarskind Sara, der ihr Vater Gewalt antut, und ihr Bruder Dave? In den 39 Kapiteln des Romans (die nur beziffert sind, ohne hilfreiche Überschrift) richtet die Autorin in scharfem Wechsel ihren Blick auf eine der drei Welten

– es entstehen auch Berührungspunkte zwischen den drei Erzählsträngen, mehr aber nicht, zunächst überhaupt keine Konsequenzen ... Isabelle ist von Jim fasziniert, so wie Jakob von seinem Chef fasziniert ist und sein Kollege Alistair von Isabelle; immer wieder dringt der Lärm der Gewaltszenen aus der Nachbarwohnung, aber keiner tut etwas. Erst als die »kleinen« Katastrophen nicht mehr zu leugnen sind – in der »großen« Welt ist inzwischen die Entscheidung für den Irakkrieg gefallen –, als auch klar geworden ist, dass Sara kein anderer Ausweg bleibt, als ebenfalls jemandem Gewalt anzutun: ihrer Katze, dann erst ruft Isabelle die Polizei.

Mit bewundernswerter Präzision und in weitgehend schmuckloser Sprache erzählt Katharina Hacker von den Realitäten der Mittdreißiger. Sie haben auf die eine oder andere Weise Erfolg in der globalisierten Welt, aber sie schaffen das nur mit einer Tunneltechnik, bei der für Mitleid, das zur Tat führt, wenig Raum bleibt und eine tiefer gehende Liebe auf der Strecke bleibt. »Die beiden«, heißt es einmal von Isabelle und Jakob, »bekamen Sitzplätze nebeneinander, ihre Hände berührten sich, sie waren ermüdet und mit dem winzigen Misstrauen von großer Nähe ineinander verwoben und von dem Wunsch beseelt, sich voneinander zu entfernen«. Bei aller Faszination, die Katharina Hacker mit ihrer Erzählweise hervorruft – sympathisch wirken ihre Figuren nicht; sie handeln »irgendwie«, doch nicht gerade aus einer starken Ichkraft heraus oder gar einer Freiheit des Geistes. Dass man beim Lesen genau das als Mangel empfindet, gehört zweifelsohne zu den besonderen Leistungen dieser Schriftstellerin, die kaum älter ist als ihre Figuren (Jahrgang 1967).

In einem Gespräch nach einer Lesung im Rahmen der LiteraTour Nord in Hannover bat Katharina Hacker, nicht (mehr) über den Titel sprechen zu müssen (der sicherlich vom Verlag formuliert wurde). Tatsächlich führt der auf eine falsche Spur: Nicht um neue Armut und andere Kehrseiten der neueren Entwicklung in der Wirtschafts- und Arbeitswelt geht es – vielmehr sind die Menschen dieses Romans »Seins-Nichtse« (um es auf die einfache Formel »Ha-

ben oder Sein« von Erich Fromm zu beziehen), sie dringen nicht zum Wesenhaften vor.

Die Lektüre ist für jeden empfehlenswert, der neugierig genug auf Realitäten ist, ohne Schönrederei zu erwarten. Der Bezug zu aktuellen Meldungen über ein haltloses Verhältnis zu Kindern ist offensichtlich und wenig angenehm. »Es wird anders jetzt«, verspricht Jakob am Schluss, und er sagt es leise. »Ihr Gesicht war fremd und traurig, aber da waren all die Jahre, die er auf sie gewartet hatte, darauf, ihr Gesicht wiederzusehen, und hier war es, die glatte Stirn und der Leberfleck auf der linken Wange, das klare, ovale Gesicht, unsicher, verstört«. »Es wird wieder gut«, versichert er noch einmal, und es muss offen bleiben, ob man ihm glauben kann oder nicht. *Helge Mücke*

Gnostischer Egoismus

SLAVOJ ZIZEK: **Die politische Suspension des Ethischen.** Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2005. 203 Seiten, 10 EUR.

In seiner neuesten Schrift setzt sich der Philosoph und Psychoanalytiker Slavoj Zizek, Professor für Philosophie an der Universität Ljubljana, kritisch mit sogenannten postmodernen Ideologen auseinander. Dabei vollzieht Zizek eine strenge Scheidung von jüdisch-christlicher und gnostischer Denktradition, wobei sich letztere in diversen New-Age-Anschauungen moderner Selbsterlösung fortsetze. New Age huldigt laut Zizek einem fraglosen und damit brachialen Egoismus, der sich im Lebensmotto der Selbstverwirklichung und Selbsterfüllung ungebrochen auslebe. In dieser Egozentrik fungiert der andere stets nur als Projektionsfeld eigener Lebensbestrebungen. Der Mitmensch als der rätselhafte, um seiner selbst willen zu entdeckende Andere, als das Mysterium der wahren Begegnung, wird durch den Apologeten der Selbstverwirklichung erst gar nicht wahrgenommen. Dieser verkommt zum Material der Selbsterfüllung.

War das »gnostische« Streben nach Selbsterlösung die höchste Form des Egoismus, eine sub-

lime Variante sozusagen, so ist die neue Form des allgegenwärtigen Selbstverwirklichungsdogmas eine recht ruppige Variante, schamlos und durch keine Bedenken geplagt. Nach Zizek ist nun das Judentum der Anti-Gnostizismus par excellence, insofern dessen Gebot »Du sollst Dir kein Bild von Gott machen« das religiöse Tun dahin lenke, sich darin zu bewahrheiten, wie man sich seinem Nächsten gegenüber verhält. Der gnostischen Sorge um das eigene Seelenheil stellte das Judentum das Thema des Anderen und der unentrinnbaren Verantwortung für diesen entgegen. Zizek entwickelt, ausgehend von dieser grundlegenden Gegenüberstellung, im ersten Teil seines Buches anhand der Auslegung und Erörterung der wesentlichen Gedanken des französischen jüdischen Philosophen Emmanuel Levinas einen Überblick über die gegenwärtige Debatte um die Rolle des Ethischen, so auch in der Frage der Menschenrechte. Diese droht permanenten Instrumentalisierungen zum Opfer zu fallen, zumal der Kern des Begriffs gar nicht geklärt ist. Der »Humanismus« der im Wesen nicht durchdacht und von daher abstrakten Menschenrechte verschleierte das Mysterium des Menschlichen, es einfach als Essenz behauptend.

Im selbstlosen, versöhnenden Opfer liegt »Christi Geste par excellence«, der Kern allen wahren Humanismus. Die erste »ethische Geste« wäre es nun, den Anderen in seiner Unergründlichkeit zu erkennen: Jeder ist für den Anderen ein Mysterium wie auch jeder eines vor sich selber ist. Erst da heraus kann das Inter-esse für den anderen entspringen. Hier liegt, so Zizek, der wertvolle, wieder zu entdeckende positive Kern der jüdisch-christlichen Tradition. Zizek vermittelt in seinem lesenswerten Buch Überlegungen, die auch immer wieder an Kernaussagen Rudolf Steiners erinnern können, ohne dass Zizek meines Wissens irgendeine Berührung mit der Anthroposophie gehabt hätte. Das Großartige an diesem Buch ist eine fragende Haltung, die ein Zeitalter, das das Entwickeln von Fragen mit Antworten auf nicht gestellte Fragen zu ertränken versucht, in seinen Grundannahmen entlarvt. *Gerd Weidenhausen*